

137 85 148

«Im Gespräch mit Philipp Esch, Architekt»

In: «Buchner Bründler Bauten», gta-Verlag, ETH Zürich, 2012

Dialog
Daniel Buchner und Philipp Esch

flache Teil des Raums werden lässt, ob es in die Tiefe der Decke ausgespart und verborgen wird oder ob es als aufgesetztes Raumelement präsent ist.

PE Eure Art, Türen zu behandeln, ist auch auf einer übergeordneten Ebene bezeichnend für euren Umgang mit Räumen. Alles wird unternommen, um die Räume nicht als Kammern abzutrennen, sondern um fliessende Raumfolgen zu erhalten. Anstelle hermetisch dichter Türen arbeitet ihr zum Beispiel im Haus in Binningen mit Schlitzen. Es stellen sich räumliche Elemente in den Weg, man wird um eine Ecke geleitet, so dass die Türen, zum Beispiel zum Schlafzimmer, letztlich nur noch Sichtschutz sind – blosse Fragmente eines konventionellen Raumbaus.

DB Grundsätzlich denken und entwickeln wir Räume meist ohne Türen. Aber wir versuchen, Räume zu schaffen, die Abfolgen zulassen, durch Sichtschutz, Verdichtungen, Öffnungen. So wird ein Spannungsgefeld aufgebaut, obwohl man eigentlich immer im gleichen, fliessenden Raum lebt und sich bewegt.

PE Derart offene Raumgefüge brauchen einen umso stärkeren Anker, der sie physisch hält und sichert. Diese Funktion übernehmen in euren Wohnhäusern die Kerne. Sie sind die prägenden, konstituierenden Elemente, häufig auch durch ihre Materialität, ihre Haptik und ihre physische Präsenz sowie eine stark artikulierte Handwerkskelt.

DB Es ist uns immer wichtig, die äussere Umwelt, ob Stadt, Landschaft oder Nachbarschaft, zu einem eindringlichen, unmittelbar erlebbaren Teil des Wohnens zu machen. Aber wenn der Innenraum so stark mit dem Aussenraum in Verbindung tritt, müssen wir zugleich eine gewisse atmosphärische Dichte und Intensität im Haus schaffen, die für Geborgenheit und Wohltempfinden sorgt. Etwa durch ein Holz, das sehr dunkel sein kann. Oder eine intensiv strukturierte Betonoberfläche, zum Wahrnehmen und Berühren. Oder ein räumliches Gefüge, das Boden, Wand und Decke nicht trennt, sondern in der Kontinuität und im Farbverlauf so dicht ist, dass es dich aufnimmt.

PE Im Haus in Aesch ist es vor allem die dichte, erdige Farbe, die den Kern und seine unterschiedlichen Materialien zusammenbindet.

DB Durch eine solche räumliche Dichte wirst du gewisse massen komplett umstülpt – wie in einer Höhle. Zugleich bleibt die Öffnung unglaublich wichtig: Sie ist das Licht, der Fluchtweg. Draussen liegt die Intensität, aber drinnen fühlt man sich vollkommen aufgenommen und geschützt.

PE Ganz anders dagegen der Kern des Binninger Hauses: Er ist so geräumig und opulent, dass er sogar einen Innenhof aufnimmt und darum herum die ganze Küche und das Büro des Hausherrn. Meistens integriert ihr auch Feuerstellen in eure Kerne. Das ist wie in Frank Lloyd Wrights Häusern, deren zentrifugale Raumgefüge stets einen grossen, steinernen Kamin aufweisen, auch wenn das Haus darum herum papierdünn aus Holz gefügt ist. Oder Rudolph Schindler, der in seinen Wohnhäusern die wichtigen Möbel gerne fest einbaute – und die übrigen Möbel leicht, flüchtig und bewusst umgestaltet liess.

DB Im Haus in Aesch wird sämtlichen Nutzungen mit Einbaumöbeln entsprochen. Das fängt im Eingangsbereich an, mit einer Sitzbank, einer Garderobe, einer

kleinen Toilette. Es ist alles vorhanden, und zugleich sind die Einrichtungen Teil des skulptural geformten Hauses. Auch das Büro, die Wohnwand, das Bücherregal sind dem Raumgefüge als Ganzem untergeordnet. Soweit wir können, versuchen wir immer, alle Bedürfnisse des Wohnens Teil des Gebäudes werden zu lassen. Das eigentliche Mobiliar reduziert sich in Aesch auf sechs Stühle, einen Tisch und das Sofa – die dürfen dann aber auch sein!

PE Diese skulpturale, körperhaft gefasste Räumlichkeit empfinden ich in manchen eurer Bauten besonders stark. Sie sind eigentlich stereotomisch konzipiert: Ganz so, als ob ihr im Entwerfen von einer Masse ausgeht, aus der durch die Bedürfnisse und Bewegungen der Bewohner Räume sozusagen herausgerodet werden. Das Gebäude wird als grosse, steinerne Masse gelesen, aus der subtraktiv Raum gewonnen wird.

DB Manche Bauten haben wir wirklich so konzipiert. Durch die Grenzabstände eines Grundstücks ist ein Baubereich ja oft als Volumen vordefiniert. In der Auseinandersetzung damit entstehen Gewichtungen – hier möchte man nach aussen treten, da wäre eine Einstülpung schön, weil sie das Licht aufnimmt, dort braucht es unbedingt einen Sichtbezug oder eine Öffnung. Es ist tatsächlich ein Wegnehmen, Subtrahieren und Ausschälen, teilweise aber genauso ein Ergänzen. Es geht eigentlich darum, in eine Stimmung einzutreten und das Programm und die Bedürfnisse der Bauherrschaft in das Gebilde als Ganzes einzuweben, einzuformen, einzuwachsen zu lassen.

PE Euer Volta-Zentrum ist dafür wohl das beste Beispiel. Ich kenne nur wenige Gebäude dieser Grösse, wo Beton in einer solch physischen Stärke und schieren Menge erlebbar ist. Tektonisch sind an dieser Masse eigentlich nur die Türen und die Fenster angeschlagen – gerade das Notwendigste. Ihr habt ja allgemein eine starke Tendenz zu dieser Bitonalität: einerseits das Mineralische des Betons, stereotomisch als Körper gefügt, andererseits das Tektonische des Holzes – oder auch günstigerer Materialien, das daran angeschlagen wird.

DB Das Volta-Gebäude war eigentlich die Lösung einer riesigen städtebaulichen Aufgabe. In Basel-St. Johann war de facto ein neuer Stadtkern zu bilden. Wir mussten einerseits die Fernwirkung berücksichtigen, von der Brücke aus gesehen; und natürlich war diese Brücke, die am Gebäude anstösst, selbst zu thematisieren. Dann waren die Querstrassenzüge und Quartierstrassen aufzunehmen, ebenso ein Kreisverkehr. Ausserdem mussten wir genügend Präsenz gegenüber einem neuen Bahnhof schaffen und auf den Platz davor reagieren. Durch die Grundform des Orts zeigte sich allmählich, dass wir allem mit einem einzigen Volumen gerecht werden konnten. Gleichzeitig liess sich die Präsenz zum öffentlichen Raum mit gewissen Setzungen noch erhöhen – zum Beispiel mit den Fenstern, die kaum mehr sind als Öffnungen in der steinernen Masse. Auch die Loggien wurden in die Tiefe eingefügt. Das macht diesen Körper so kräftig – er ist teilweise fast nur Oberfläche und Tiefe.

PE Warum habt ihr dann die starke Präsenz des Materials konkretisiert, indem die ganze Masse zur Bahnhofseite nur auf einer präkar dünnen

Daniel Buchner und Philipp Esch

Kante zu stehen scheint? Die Ebene darunter besteht ja praktisch nur aus Glas.

DB Für uns hat das Gebäude eine Art inneren Schwerpunkt, als bräuchte es gar keine Stütze. Es ist frei. Aber eigentlich versteht man das Haus erst, wenn man es umschreitet: Es hat vier komplett unterschiedliche Fassadenteile, die immer auf das jeweilige städtebauliche Moment reagieren. Zugleich sind sie aber auch als Teile einer Gesamtskulptur gedacht, die diesen öffentlichen Ort überspannt.

PE Quer durch alle Masses eurer Arbeit – vom städtebaulichen Befreiungsschlag des Projekts Volta-Zentrum über die Auflösung gängiger Zonierung innerhalb einer Wohnung bis hin zum konstruktiven Detail – scheint mir euer Umgang mit der Konvention auffällig gelassen. Ihr wirkt sogar ausgesprochen zuversichtlich, dass man auch mit wenig Konvention gut auskommen kann. Dabei geht es euch aber nicht darum, Konventionen zu brechen – ihr wollt euch bloss nicht davon einschränken lassen!

DB Das hängt damit zusammen, wie Andi und ich grundsätzlich als Menschen funktionieren: Wir haben wenige Regeln für uns. Wir müssen zwar sehr viele existierende Bauregeln, -normen und -gesetze erfüllen. Aber so weit wie möglich bauen wir immer noch so, wie wir es für richtig halten. Das Wichtigste ist uns, eine Aufgabe zu definieren, Menschen und ihre Bedürfnisse kennenzulernen und die darin enthaltenen materiellen Möglichkeiten zu erkennen: Wie kann man Leben? Wie kann man Architektur entwickeln? Wir sehen jedes Gebäude als einen grundsätzlichen Neustart, auch wenn wir zugleich auf unseren Fundus und unsere Erfahrungen der letzten 15 Jahre bauen.

PE Das hat etwas sehr Kühnes, und diese Kühnheit merkt man euren Häusern an. Man fühlt sich in ihnen sehr frei.

DB In den letzten fünf, zehn Jahren ist es allerdings immer schwieriger geworden. Wir finden immer seltener Unternehmen und Handwerker, die sich selbst erlauben, ausserhalb der Regel zu arbeiten und auf eigene Erfahrungen zurückzugreifen. Ein Fenster zum Beispiel, das früher noch in unbehandelter Eiche gebaut werden durfte und so hundert Jahre alt wurde, braucht heute gemäss Norm eine Grundierung, ein Tauchbad und einen zweiten Schutzanstrich. Oder nehmen wir als Beispiel einen Boden – wenn er am Anfang weiss in ein Gebäude eingebracht wird, soll garantiert sein, dass er immer weiss bleibt. Dagegen finden wir, dass ein Boden Geschichte haben, der Gebrauch sichtbare Spuren hinterlassen darf. Aber immer weniger Leute können diese natürliche Kontinuität des Alters annehmen – heute wird sie eher als Schadenstempel betrachtet. Wir versuchen allerdings bewusst, die Leute wieder an die Eigenheiten der Materialien heranzuführen, auch den Zugang zum Handwerk wiederherzustellen. Dann merken wir, wie auch beim Bauen wieder viel mehr möglich wird.

PE Das heisst, wenn ihr im konstruktiven Detail Konventionen brecht, dann geschieht das eigentlich vor dem Hintergrund einer traditionellen Herangehensweise. Es geht euch darum, die Qualität und das bewährte Wissen des traditionellen Handwerks zu erhalten, wider die Verrechtlichung des Bauens.

DB Ja! Dafür suchen wir natürlich auch das Einverständnis mit den Handwerkern. Im Wohnhaus am Blästring wollten wir zum Beispiel mit Hartbetonböden ohne Fugen arbeiten, ausserdem das Korn anders definieren und die Bodenmöhne ausreizen. Der Bodenbauer hat sich so lange dagegen gesträubt, bis wir ihm in einem persönlichen Gespräch unser ganzes handwerkliches Wissen über sein Gewerk unter Beweis stellen konnten. Wir haben die möglichen Risse sogar im Plan eingezeichnet und auf Handschlag versprochen, ihn nicht nachträglich zur Verantwortung zu ziehen. Am Schluss konnten die Böden gegossen werden, und die Risse sind nun an den von uns prognostizierten Stellen aufgetreten.

PE Es ist auffällig, dass ihr trotz der Grösse eures Büros weiterhin auch kleine Wohnhäuser baut. Ihr seid dieser Bauaufgabe seit eurer Anfangszeit treu geblieben, obwohl gleichzeitig immer grössere Aufträge hinzugekommen sind. Hat das auch etwas mit diesem persönlichen Spielraum zu tun?

DB Vor allem bei öffentlichen Bauten ist der Spielraum innerhalb der Norm ganz klein geworden. Da haben wir oft überhaupt keine Chance mehr, das für uns Selbstverständliche einzubringen. Aber bei Projekten, die etwas weniger Öffentlichkeit geniessen oder ganz in den Privatsektor fallen, können wir viel mehr Einfluss nehmen. Deshalb sind diese Aufgaben reichhaltig und lohnend. Natürlich auch durch den intensiven Direktaustausch mit der privaten Bauherrschaft, die sich täglich auf der Baustelle befindet und jedes Detail wissen möchte ...

PE ... einer Bauherrschaft, die vielleicht auch nur einmal in ihrem Leben baut ...

DB Ja, es sind manchmal unglaublich aufreibende und leidenschaftliche Aufgaben, manchmal auch sehr intensive und experimentelle Prozesse! Zu dieser Intensität trägt natürlich die kurze Dauer dieser Projekte bei, während bei Grossprojekten oft viele Jahre vergehen.

PE Mir scheint, es hätte eure Affinität für die kleinen Bauaufgaben auch mit der Biografie eures Büros zu tun. Anhand der Einfamilienhäuser habt ihr in den frühen Jahren eure Themen, Präferenzen und Strategien entwickelt: einen Fundus, dessen Spuren sich nun in viel grösseren Projekten verfolgen lassen.

DB Durchaus. Und diese Kleinprojekte bleiben Experimentierfelder, heute vor allem für die vielen ganz jungen Architektinnen und Architekten in unserem Büro. Interessanterweise sind wir gerade bei den kleinen Häusern fast immer alle stark involviert. Es entwickelt sich eine Sprache des Details, der Materialität, die dann auch das ganze Büro prägt. Und jeder versucht noch, möglichst viel Zeit zu finden, um die Baustellen zu besuchen und nachzuschauen, wo die Projekte im Bauprozess stehen!